

Der Autor nach dem Tod des Autors

Das Ich, der Autor und das autobiographische Schreiben

(Biographisches und autobiographisches Schreiben, Teil 2)

Teil 1: [Thesen zum biographischen und autobiographischen Schreiben;](#)

Teil 3: [Auf der Suche nach dem verlorenen Ich.](#) Biographische und autobiographische Schreibweisen in der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur des 20. Jahrhunderts.

"Ich" sagen zu können, kann wohl als eine entscheidende Voraussetzung der Menschwerdung betrachtet werden. Erst dadurch, dass er sich bewusst von seiner Umwelt abgrenzen konnte, erlangte der Homo sapiens die Fähigkeit, gezielt auf diese einzuwirken und sie sich in seinem Interesse zunutze zu machen. Dieser menscheitsgeschichtliche Quantensprung ist auch auf der Ebene der Individualgeschichte ein entscheidender Schritt in der Entwicklung zu einem eigenständigen Individuum. Als solches kann das Kleinkind sich nur dadurch begreifen lernen, dass es "Ich" sagt, sich also aus der symbiotischen Beziehung zur Mutter zu lösen beginnt.

Analog hierzu ist auch im Rahmen der Geistesgeschichte die verstärkte Besinnung auf das eigene Ich ein Indiz für einen "Abnabelungsprozess". So lässt sich insbesondere die autobiographische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der geistigen Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums lesen. Die Selbstvergewisserung und Selbstaufklärung war dabei zugleich eine Selbstbehauptung gegenüber der gesellschaftlichen Führungsschicht des (Geburts-)Adels, dem man den eigenen, geistigen Adel entgegensetzte.

Ihren Höhepunkt hatte diese Bewegung bereits Ende des 18. Jahrhunderts, im Geniekult der Sturm-und-Drang-Zeit, der das Subjekt faktisch in den Rang eines Demiurgen erhob. Bereits im Lauf des 19. Jahrhunderts setzte, parallel zu den fortgesetzten Selbstversicherungsbemühungen bürgerlicher Autoren, eine allmähliche Dekonstruktion des Subjekts ein. Von verschiedenen Seiten wurde dessen behauptete Autonomie nun in Frage gestellt.

So hob Auguste Comte in seiner Milieutheorie den Einfluss der sozialen Umgebung auf die individuelle Entwicklung hervor (vgl. Comte 1830 – 1842) –Der Glaube an ein genialisches Subjekt, das sich aus eigener Machtvollkommenheit die Welt nach seinen Vorstellungen neu erschafft, wurde dadurch nachhaltig erschüttert. Gleiches gilt für die sich immer stärker bemerkbar machenden Zwänge der industrieförmigen Erwerbsarbeit, die mit ihrer Bindung der Arbeiter an einzelne Handgriffe ebenfalls den Gedanken eines ganzheitlichen Subjekts konterkarierten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam es schließlich zu einer grundsätzlichen Infragestellung des Individualitätskonzepts. So war für den österreichischen Physiker und Philosophen Ernst Mach das In-Dividuum eben nicht mehr das, was es dem Wortsinn nach sein sollte: etwas

Unteilbares. Das Ich stellte für ihn keine "*reale* Einheit" mehr dar, sondern lediglich eine "*praktische* Einheit (...) für eine vorläufig orientierende Betrachtung" (Mach 1885: 144).

Ähnlich hielt auch der österreichische Sprachkritiker Fritz Mauthner "das Ichgefühl" und den Gedanken einer "Einheit des Individuums" für "eine Täuschung" (Mauthner 1901/02: 384). Während es Mach allerdings vornehmlich um eine begrifflich weniger vorbelastete Sinneswahrnehmung ging, verfolgte Mauthner mit seiner Sprachkritik das Ziel, die Grenzen des Ichs zu durchbrechen und sich eins zu fühlen mit allem Seienden. Er bewegte sich damit in der Gedankenwelt Arthur Schopenhauers, die von der Rezeption fernöstlicher Spiritualität beeinflusst war.

Im gegebenen Zusammenhang ist dabei insbesondere der Buddhismus von Bedeutung, in dem die Überwindung der Vorstellung eines beständigen Selbst als wesentliche Voraussetzung für den Ausbruch aus dem Kreislauf der Wiedergeburten erscheint. Nicht das Beharren auf der Individualität, sondern gerade die Erkenntnis von deren trügerischem Charakter ist hier das Ziel der inneren Versenkung. Analog hierzu war auch für Mauthner die wenigstens zeitweilige Überwindung des "*principium individuationis*", die Aufhebung des Unterschieds "zwischen der Welt und mir" (ebd.), eine Voraussetzung für die Erlangung inneren Friedens. Während somit das Konstrukt des Ichs schon früh kritisch hinterfragt wurde, blieb das Konstrukt des Autors noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein weitgehend unangetastet. Erst in den 1960er Jahren wurde es vermehrt problematisiert. Von besonderer Bedeutung sind dabei Überlegungen des französischen Philosophen Michel Foucault.

In seinem Vortrag "Was ist ein Autor?" (1969) weist Foucault auf Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklungsgeschichte des Autorkonstrukts hin. Einerseits sei es in der Wissenschaft über Jahrhunderte hinweg üblich gewesen, sich auf antike Autoritäten zu berufen, um die Wahrhaftigkeit eines Diskurses bzw. einer Aussage zu belegen. Im 17. und 18. Jahrhundert sei diese Wahrhaftigkeit dann jedoch mehr und mehr an bestimmten nachprüfbaren Regeln von Untersuchung und Diskurs festgemacht worden.

Die gegenläufige Tendenz beobachtet Foucault in der Literatur. Hier war die Bedeutung des Ausgesagten jahrhundertlang durch die Tradition einer mündlichen Überlieferung verbürgt worden, bei der die Frage der Urheberschaft keine Rolle spielte. Das Konstrukt der Autorschaft erlangte in diesem Bereich erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts verstärkte Bedeutung, als man begann, fiktionale Werke als geistiges Eigentum ihrer Urheber zu definieren und dafür entsprechende Rechtsvorschriften zu erlassen (vgl. Foucault 1969: 245 f.).

Heute hat sich in der Literatur das Konstrukt der Autorschaft in einem solchen Maße durchgesetzt, dass uns Foucault zufolge "literarische Anonymität (...) unerträglich" ist (ebd.: 247). In der Folge sei die "Natur des Bedeutenden", des "*signifiant*", höher angesiedelt als die des Inhalts, des "*signifié*" (ebd.: 238). Die Textauslegung funktioniere deshalb auch nach dem Prinzip der "christlichen Exegese" (ebd.: 248). Immer geht es darum, die Originalität einer Autorschaft, die sich in der Einheit von Werk und Person manifestiert, zu belegen.

Foucault verweist dabei darauf, dass es zwar bestimmte Elemente gibt, die das Konstrukt des Autors über verschiedene Epochen hinweg charakterisieren. Zentral sind dabei die Kriterien von qualitativer, weltanschaulicher, stilistischer und zeithistorischer Kohärenz (ebd.:

249). Gleichzeitig hebt er jedoch hervor, dass das Bild des Autors in jeder Zeit wieder auf andere, charakteristische Weise gefärbt ist.

Damit aber lässt sich die in dem Begriff "Autor" anklingende Vorstellung einer genialischen "schöpferische[n] Instanz (...), aus der ein Werk herausprudelt, in das er in unendlicher Fülle und Großzügigkeit eine unerschöpfliche Welt von Bedeutungen hineinlegt" (ebd.: 259), nicht aufrechterhalten. Die unterschiedlichen Vorstellungen, die man sich zu verschiedenen Zeiten von einem Autor macht, deuten vielmehr auf eine andere, regulatorische Funktion dieses Konstrukts hin. Demnach wäre dieses "ein bestimmtes funktionelles Prinzip, durch das man in unser Kultur begrenzt, ausschließt, selegiert: kurz, das Prinzip, durch das man der freien Zirkulation, der freien Manipulation, der freien Komposition, Dekomposition und Rekompotion der Fiktion Fesseln anlegt" (ebd.: 259 f.).

Dies aber bedeutet: Ein Autor ist "keine unendliche Quelle von Bedeutungen", die sich in seinem Werk offenbaren. Er "geht dem Werk nicht voraus", sondern ist nur eine Form, durch die die vorhandenen Bedeutungen in eine Ordnung überführt werden (vgl. ebd.: 259). Diese Funktion des Autor-Konstrukts ist nach Foucault jedoch eng mit den geistigen Voraussetzungen des bürgerlich-industriellen Zeitalters verknüpft. In dem Maße, in dem wir dieses hinter uns ließen, könne dieses Konstrukt seine Funktion auch wieder einbüßen. Dies könnte es "der Fiktion und ihren polysemischen Texten" ermöglichen, "erneut nach einem anderen Modus zu funktionieren", der "nicht mehr der des Autors sein wird" (ebd.: 260).

Als geeignetes Konzept, das an die Stelle des Autorkonstrukts treten könnte, erscheint das der Intertextualität. Dabei würde die Aufmerksamkeit nicht mehr in erster Linie dem Verfasser eines Textes gelten, sondern der Frage, in welcher Weise Letzterer mit anderen Texten zusammenhängt. Dies würde der Tatsache Rechnung tragen, dass kein Werk – heute, in einer Zeit medialer Überfütterung und elektronischer Zugänglichkeit unzähliger Texte, noch mehr als früher – aus dem Nichts entsteht. Vielmehr konstruiert sich "jeder Text (...) als Mosaik von Zitaten, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes" (Kristeva 1967: 348).

Das jeweilige literarische Produkt ist dann, so der französische Philosoph und Literaturkritiker Roland Barthes, als ein "Gewebe von Zitaten" (Barthes 1967: 65) und "vielfältigen Schriften" zu verstehen, die "verschiedenen Kulturen entstammen und miteinander in einen Dialog eintreten, einander parodieren und hinterfragen" (ebd.: 66). Hierbei verlagert sich der Akzent von dem "Autor-Gott" (ebd.: 65) früherer Jahrhunderte auf den Leser: Er ist nun derjenige, der die Fäden der "auf einem bestimmten Gebiet versammelten Spuren, aus denen sich das Geschriebene zusammensetzt", in der Hand hält (ebd.: 67).

Angesichts der gewaltigen Umwälzungen in den Kommunikationsformen und in den Formen der geistigen Auseinandersetzung, die durch das Internet bewirkt worden sind, wirken die von Foucault, Barthes und Kristeva entwickelten Theorien über das Verschwinden des Autors fast schon prophetisch. Im vielstimmigen Chor der Stimmen, die sich im Internet vermischen, ist die Stimme des einzelnen Subjekts oft kaum noch als solche wahrnehmbar. Zu schnell geht sie im Meer der anderen Stimmen unter, zu stark ist sie von diesen gefärbt, zu rasch wird sie von ihnen absorbiert und verwandelt.

Auch die unklaren Konturen des Ichs, wie sie Ernst Mach beschrieben hat (s.o.), werden im Internet beispielhaft veranschaulicht. Das Ich existiert hier stets nur als unwesentliche Abwandlung eines anderen Ichs, seine Äußerungen zerfließen unmittelbar mit denen anderer. Gleichzeitig tritt auch die Zersplitterung des Ichs im Netz unmittelbar vor Augen. Denn hier begegnen sich keine Subjekte, sondern Avatare, die einander stets nur einen kleinen Teil ihres Ichs zuwenden.

Damit stehen wir heute vor einem Dilemma. Auf der einen Seite haben wir theoretisch die Unhaltbarkeit von Konstrukten wie "Autor", "Genie" oder "Ich-Einheit" erkannt. Auf der anderen Seite erfordert jedoch gerade die durch das Internet bewirkte Schwächung der Ich-Autonomie eine Stärkung des Subjekts. Denn nur ein starkes Subjekt kann sich den ständigen Angriffen auf seine Mündigkeit und sein kritisches Urteilsvermögen, die durch Fake-Posts, Halbwahrheiten und das unentwegte Meinungsgeraune entstehen, widersetzen.

Was also ist zu tun? Die Lösungen, die uns die Kulturindustrie und das Internet selbst anbieten, erscheinen mir wie ein Ausweichen vor dem Problem – bzw. sogar als dessen bewusste Leugnung. In der Kulturindustrie wird die Einsicht in den "Tod des Autors" (vgl. Barthes 1967) schlicht verdrängt. Die Aufmerksamkeit, die man den AutorInnen widmet, scheint hier in letzter Zeit sogar noch zugenommen zu haben. Mittlerweile haben diese teilweise fast schon den Status von Schauspielern. Wie viele Ghostwriter und Lektorenteams an dem vorgelegten geistigen Produkt mitgewirkt haben und welche anderen Texte in welcher Weise in ihm weiterleben, interessiert ebenso wenig wie die Frage, wer ein Drehbuch geschrieben hat. Was zählt, ist allein die schauspielerische Leistung, in diesem Fall also die möglichst perfekte Darstellung des Autor-Genies bzw. der Autorinnen-Diva. Die Konzentration auf das Ich korrespondiert dabei mit einem ungebrochenen Boom autobiographischer Werke.

Auch im Internet ist nirgendwo etwas von der durch dieses Medium bewirkten bzw. beschleunigten Untergrabung der Subjekt-Autonomie zu spüren. Vielmehr dient jede Facebook-Seite der Feier des Ichs und seiner Selbstdarstellung bzw. narzisstischen Selbstbespiegelung. Selfies und andere Formen der Dokumentation unserer Existenz vermitteln uns ein trügerisches Gefühl der Selbstvergewisserung. Es ist ähnlich wie bei der ostentativen Verteidigung des Autorkonstrukts durch den Literaturbetrieb. Mit jedem Post behaupten wir etwas, das wir de facto längst verloren haben: unser Ich.

Das Problem ist, dass wir uns mit diesem Ausweichen vor den Problemen nur immer stärker in das geistige Dilemma unserer Zeit verwickeln. Je mehr wir uns als große Einzelne feiern, desto weniger können wir auf die Gefahren reagieren, die sich aus der Neustrukturierung des Geisteslebens für unsere geistige Autonomie ergeben. Zu lösen ist dieses Problem nur dadurch, dass wir die neue Situation annehmen und kreativ mit ihr umgehen.

De facto ist es nämlich so, dass die Einsicht in den fiktionalen Charakter von Konstrukten wie "Autor" oder "Ich" uns zahlreiche neue Freiheiten eröffnet. Wenn sich der Fokus der Aufmerksamkeit vom schreibenden Genius auf den großen Teppich des Geistes verschiebt, an dem die Menschheit webt, bedeutet das für die einzelnen Lesenden eine neue Qualität geistiger Unabhängigkeit. Anstatt nur von der geistigen Aura des Genius gestreift zu werden, können sie nun selbst – schreibend oder lesend – in den Dialog mit den Texten eintreten. Und ein Ich, das nicht mehr entdeckt, sondern nur immer neu aus seinen Fragmenten zu-

sammengesetzt werden kann, kann auch ständig neu erfunden werden. Nie ist es auf eine bestimmte Identität festgelegt, nie erhält es eine endgültige Gestalt.

Wer von dieser Ausgangslage aus eine Autobiographie schreibt, würde dies folglich niemals mit der Frage verbinden, wer er eigentlich sei oder wie sein Wesen aussehe. Stattdessen würde er stets nur die Summe seiner – verwirklichten oder verpassten, erträumten oder tatsächlich vorhandenen – Möglichkeiten vor sich und den Lesenden ausbreiten.

Literatur

Barthes, Roland: La mort de l'auteur ('Der Tod des Autors'; engl. 1967, frz. 1968). In: *Le bruissement de la langue* (1984), S. 61 – 67; dt. in: Barthes, Roland: *Das Rauschen der Sprache*, S. 57 – 63. Frankfurt/Main 2005: Suhrkamp; auch in: Fotis, Jannidis, / Lauer, Gerhard / Martinez, Matias / Winko, Simone (Hgg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*, S. 185 – 197. Stuttgart 2000: Reclam.

Comte, Auguste: Rede über den Geist des Positivismus; herausgegeben, eingeleitet und übersetzt von Iring Fetscher (*Cours de philosophie positive*, 1830 – 1842, dt. zuerst 1883 u.d.T. 'Die positive Philosophie'). Hamburg 1994: Meiner.

Foucault, Michel: Was ist ein Autor? ('Qu'est-ce qu'un auteur?', 1969; Vortrag, gehalten am 22. Februar 1969 in der Société française de philosophie, mit anschließender Debatte). In: Ders.: *Schriften zur Literatur*, hg. von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange, Auswahl und Nachwort von Martin Stingelin, S. 234 – 260, Diskussion 260 – 270. Frankfurt/Main 2003: Suhrkamp.

Kristeva, Julia: Bakhtine, le mot, le dialogue et le roman ('Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman', 1967). In: Dies.: *Séméiotikè. Recherches pour une sémanalyse*, S. 82 – 112. Paris 1969: Éditions du Seuil; hier zit. nach der deutschen Übersetzung in: *Literaturwissenschaft und Linguistik: Ergebnisse und Perspektiven*, Bd. 3. Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaften II, hg. von Jens Ihwe, S. 345 – 375. Frankfurt (Main) 1972: Athenäum.

Mach, Ernst: Antimetaphysische Vorbemerkungen (1885). In: Wunberg, Gotthart / Braakenburg, Johannes J. (Hgg.): *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*, S. 137 – 145. Stuttgart 1981: Reclam.

Mauthner, Fritz: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901/02), Bd. 2. Leipzig, 3., vermehrte Auflage 1923: Meiner.

Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819). *Arthur Schopenhauers Werke in fünf Bänden*, nach den Ausgaben letzter Hand herausgegeben von Ludger Lütkehaus, Bd. 1. Zürich 1988 (Neuausgabe 1994): Haffmans.